

geregt, im eigenen, persönlichen Ton etwas zu improvisieren, als irgendein Mensch zu irgendeinem anderen zu sprechen, in der Hoffnung, es werde sich dabei etwas Fruchtbare entwickeln. Ich erzählte also von Heidelberg, wo ich Romanistik studiere, erzählte von Stefan George und seinem Verhältnis zu seinen Jüngern, soweit ich sie in Heidelberg kennengelernt hatte. Ich hatte beobachtet, wie sehr seine starke Persönlichkeit die jungen Menschen, die sich ihm näherten, aus ihrem ursprünglichen Wesen heraushob, sie an seine einzige Person fesselte und sie nach seinem eigenen Bilde umformte. So nahmen die Jünger auch physiognomisch im Laufe der Zeit die dantesken Gesichtszüge ihres Meisters an. Sie verloren die jugendliche Biogsamkeit und Naivität und trugen ihres Meisters monumentale, fast sakrale Haltung in Kleidung, Sprache und Gebärde zur Schau. Sie glaubten an den Meister, ehe sie an sich glauben gelernt hatten. Sie fanden ihren Meister, ehe sie sich selbst gesucht hatten. Wie anders hatte Sokrates auf die jungen Athener eingewirkt, wie sehr hatte er ihre Selbständigkeit und jugendliche Andersartigkeit geliebt und bewahrt, er, der seinen Schülern nichts als ein Geburtshelfer in geistigen Dingen sein wollte.

Hier fuhr Gide plötzlich aus seiner Zurückgehaltenheit heraus: „Glauben Sie, daß ich mich so, wie Sie von George erzählen, zu jungen Menschen verhalte?“

Ich war beinahe erschrocken über die Eindringlichkeit, mit der er diese Frage stellte. Vielleicht vermutete Gide, ich hätte ihn selbst mit dem Bilde Georges gemeint. Ich antwortete, ich wäre nie zu ihm gekommen, wenn ich das für möglich gehalten hätte.

Wir kamen dann auf Montaigne zu sprechen. Als er merkte, wie sehr ich diesen ungebundenen und doch so menschlichen Philosophen liebe, ging er immer mehr aus sich heraus und begann mir zu erzählen, was für ihn Montaigne sei. Er arbeite gerade über ihn und wolle bald seine Arbeit veröffentlichen. (Sie ist im Winterheft 28/29 von „Commerce“ erschienen.) Seine Augen belebten sich mit jedem Worte mehr und mehr. Ein Gedanke entzündete sich am andern. Plötzlich griff er ein Buch vom Regal herunter und schlug mir eine Stelle darin auf, die er mit Bleistift unterstrichen hatte. Ich fühlte, daß er mit ganzem Herzen an diesen Worten hing. Er sagte, er würde sie gerne als Motto über Montaignes Essays setzen. Ich las im Montaigne: „L'être véritable est le commencement d'une grande vertu.“ (Und weiter, um das wahrhaftige Wesen zu finden:) „Il faut ôter le masque aussi bien des choses que des personnes.“ (Vergl. auch: Essai sur Montaigne par André Gide, Paris 1929, J. Schiffrin, pag. 14.)

„Il faut dégager l'être véritable“, sagte Gide.

Das war ein kühner Spruch für das Leben und nach meinem Gefühl der Sinn aller Erziehung. Ich mußte an das Bekenntnis der deutschen Jugend auf dem Hohen Meißner denken. Die freideutsche Jugend will ihr Leben nach eigener Bestimmung, nach eigener Verantwortlichkeit mit innerer Wahrhaftigkeit gestalten. Ich lachte vor Freude, daß ein solches Wort uns beide gleicherweise zu begeistern vermochte, ihn den Aeltern und Weisen, wie mich den Jungen. Gide sprach noch vieles von Montaigne, nicht anders, als er es später selbst in seinem Montaigne-Aufsatz veröffentlicht hat.

Ich hatte André Gide gesehen und ihn gefunden, wie ich ihn mir nach seinen Werken vorgestellt hatte. Der Mensch und der Künstler waren eins.